



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dresden im Winter. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dresden im Winter.

I.

Die Dresdner haben einen feierlichen Schluß für die kalte Jahreszeit: das Concert am Palmsonntag. An diesem Tage wird der Winter im eigentlichen Sinne des Wortes heimgezeigt; die Auferstehung Christi ist für die Stadt nicht bloß ein religiöses Auferstehungsfest. Auf der Terrasse werden die Wege mit braunem Sand bestreut, Bohemia und Germania, die beiden Elbdampfer, die friedlicher neben einander schiffen, als die Czechen und die Deutschen, streichen ihre Schloten mit neuem glänzenden Lacke an; auf den Promenaden werden die Miethszettel der Quartiers und Appartements garnis à louer mit goldenen Fremdenhoffnungen, gleich Fischnezen ausgehängt und Dresdens Tortonì, der hier Torniamenti heißt, abonniert wieder auf das während des Winters abgeschaffte Journal des Débats. Die Schwalben kommen! Nichts geht dem Dresdner über die Schwalben. Der süße Schwärmer! Er liebt die Zugvögel, selbst wenn sie mit vier Pferden und zwei Reisewagen angefahren kommen, obgleich er sonst kein Vorurtheil auch gegen Eisenbahnreisende hat und mit gleicher Gastfreundschaft von Allen gern profitirt.

Nicht Jeder kann Alles haben; andere Städte leben nur ein Winterleben. Paris, Wien, Berlin muß man im Sommer nie in Paris, Wien und Berlin suchen. Dresden dagegen ist nur im Sommer Dresden; diese stille Blume im Kranz der geräuschvollen deutschen Städte schließt ihren Kelch beim ersten Schnee und öffnet ihn erst, wenn die Mai- und Goldkäfer kommen. — Dresden lebt nicht von innen heraus, sondern von außen hinein. Was die Stadt an agirenden, unternehmenden und producirenden Kräften hervorbringt, gibt sie alljährlich an Leipzig ab, welches als Hochofen für ganz Sachsen dient, während Dresden gewissermaßen der Aufbewahrungsort für das ausgekühlte Eisen ist, für Alles, was den Werdeproceß bereits hinter sich hat!

Innerhalb einer so receptiven Stadt würden die Fremden auch dann schon ein dominirendes Element bilden, wenn sie nicht wie hier ein altes

privilege de coutume hätten. Seit den Zeiten, wo Sachsens Herzöge die Krone von Polen trugen in der Elbresidenz, Versailles und Tuilleries spielten, bildeten Franzosen, Polen und Italiener immer eine ansehnliche Colonie in Dresden. Während Lektüre allmählig sich verloren, vermehrte sich die Zahl und der Einfluß der erstern durch die Verbindung mit Napoleon. Als endlich der Umschwung der Dinge seit dem Pariser Frieden auch sie zum Rückzug veranlaßte, da entdeckten plötzlich die Engländer die Stadt. Sir John mit dem mageren Bauche, der die Welt durchzieht, um zu sehen, an welchem Orte man für die wenigsten Pfunde die meiste Annahmung haben kann, kam hierher; er sah das Land und fand, daß es gut und wohlfeil sei. Zu ihm gesellte sich allmählig auch der Rubel auf Reisen, der in den böhmischen Bädern alljährlich für das im moskowitischen Oregion verpraßte Mark seiner Leibeigenen und seines eigenen Leibes Stärkung sucht und die Straßen des großen Czaren zu schlecht und zu öde findet, um zwischen einer Badesaison und der andern die Heimreise zu unternehmen. So gewann die Stadt durch aus der Fremde zuflömende Elemente wieder, was sie an Wohlhabenheit und Glanz durch den Pariser Frieden als Centrum eines früher viel umfangreichern Landes verloren hat.

In den letzten zwei Jahren hat Preußen jedoch auch hierin den Sachsen zu Ader gelassen. Die Vollendung der Eisenbahn hat viele Fremde, die sonst den Winter in Dresden verlebten, nach Berlin geführt. Ob diese dabei einen vortheilhaften Tausch gemacht haben? Wir glauben kaum. Berlin ist ein tyrannischer Ort. Es nimmt keine Notiz von fremden Individualitäten und dringt ihnen despotisch seine eignen Lebensgesetze und Brauche auf. Die Dresdner Atmosphäre ist conservativ, politisch wie social, sie conservirt und schont den Fremden, das Wasser färbt nicht ab, der Fremde steigt aus dem Bade grade so, wie er hineingestiegen ist. Die Stadt hat den Culminationspunkt ihrer Geschichte hinter sich und ist nun zu bequem, zu müde, zu nachgiebig, zu höflich, zu wenig energisch und selbstständig, sie hat zu wenig Stahltheile in sich, um auf die moralische Haut, auf den geistigen Organismus der Fremden einen Einfluß zu üben. Die Berliner Luft dagegen ist ägend, scheidewasserartig, die junge Stadt, in aufsteigender Linie begriffen, ist kampflustig, eroberungslüchtig, und wie jede junge Nationalität durch die Reibung mit einer andern sich zu schärfen und zu stärken sucht, so weßt Berlin seinen Schnabel an allem Andersgearteten, Widerstehenden, und diese viermalhunderttausend Schnäbel (in denen die gelben eine große Rolle spielen!) reißen den Fremden, gegen den sie sich wenden, manche seiner Lieblingsfedern und Gewohnheiten aus.

Es gibt wenig Menschen, die Berlin mit Gleichgültigkeit verlassen, entweder sie hassen es oder sie lieben es, entweder die Stadt hat sie tieferinnerlich verletzt oder sie hat sie gereizt und magnetisch angezogen. Die Zahl der Ersteren ist in Mehrheit, dennoch wird Berlin, eben weil es eine bedeutende Individualität ist, Viele aus Neugier, aus Interesse anlocken. Es läßt sich zwar annehmen, daß die Mehrzahl der Ausländer, die einen Winter dort verlebten, den nächsten Winter nicht wiederkommen wird, doch wird die Zahl der Zuströmenden immer größer werden, denn „wo Tauben sind fliegen Tauben zu“, ein Sprichwort, das auch von Vögeln gilt, die grade keine Tauben sind. Für Dresden bleibt es immer eine gefährliche unterminirende Concurrnz, denn die kleinere Stadt fühlt jeden Abzug der ihr gemacht wird.

So ist auch in der abgelaufenen Jahreszeit von den Dresdner Einwohnern über die Abnahme der Fremden, die hier gewohnheitsmäßig ihre Winterquartiere nahmen, viel geklagt worden. Engländer namentlich gab es in sehr spärlicher Zahl. Die Russen sind seit 1830 ohnehin immer seltner geworden. Ihre Constitution konnte die sächsische nicht vertragen und der weiße Czar sieht sie lieber anderwärts, wo der propagandistische Rubel einflußreichere Seelen gewinnen kann und von wo aus die Generaladjutanten und Staatsrätthe geheime Depeschen über Dinge senden können, die nicht in den Zeitungen zu lesen sind. Nur die Polen sind Dresden trenn geblieben. Wie sollten sie nicht? Ist es doch hier, wo sie auf freier Erde durch vielfache historische Beziehungen sich zurückerinnern können an die Zeit, wo der weiße Adler noch unverstümmelt sein Königshaupt erhob? Sachsen hat sich aus Anhänglichkeit für jene historischen Bezüge immer am freundlichsten gegen die Polen gezeigt und nicht bloß wenn sie ihre Einkünfte zu verzehren sich hier niederließen, sondern auch, wenn sie als Flüchtlinge Schutz suchten, in dem Lande, das einst unter einem Herrscher mit ihnen stand. Die Tiffowskysche Episode ist ein schönes Blatt in der sächsischen Tageschronik. Möge es der Regierung ein Beispiel sein, wie sehr Standhaftigkeit sich belohnt, auch wenn sie gegen mächtige Nachbarn gerichtet ist. Als im vorigen Jahre der Aufstand in Galizien und Posen ausbrach, enthielt eine der ersten Depeschen Guizots (an den Grafen Flohant in Wien) die Weisung, den polnischen Flüchtlingen, die Pässe nach Frankreich verlangten, solche ohne Verzug zu ertheilen. „Die französische Regierung“ — sagte Guizot in dieser Depesche — „wünscht sich Glück zu der Macht, die sie in den Stand setzt, den Unglücklichen ein Asyl zu geben und gleichzeitig dem Wiener Cabinet jene Mäßigungs- und Klugheitspolitik zu erleichtern, die es

wünschen lassen, die Zahl der Opfer nicht zu vergrößern.“ Die Tifflowskysche Angelegenheit gibt Sachsen ein Recht zu einer ähnlichen Behauptung. Es hat der österreichischen Regierung den großen Dienst geleistet, es hat ihm einen weithinhaltenenden Act der Strenge erspart, es hat ihm Gelegenheit gegeben, sich versöhnlich und mild zu zeigen. Warum erschwert man Sachsen bei andern Gelegenheiten diese Ausübung seiner souveränen Macht? Es geht das Gerücht, Preußen beantrage bei der sächsischen Regierung eine Verordnung gegen die Ansiedelung fremder Schriftsteller. Es ist ein Gerücht — aber ein nicht unwahrscheinliches. Wird Sachsen, das zum Nachtheile seines großen Büchermarktes ohnehin so bedeutende Concessionen seiner Großnachbarn macht, auch hierin sich nachgiebig zeigen? Als ein gutes Symptom ist zu bemerken, daß der Ansiedelung des Professor Fröbel aus Zürich, der in diesem Winter nach Dresden überzog, nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten keine weitem Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Sieht man zurück auf die letzten Wintermonate, so tauchen aus dem weißen Schnee, der diesmal hartnäckiger als je die Giebel und Straßen bedeckt hielt, wenig Punkte hervor, nach denen man die Monotonie der abgelaufenen Zeit abtheilen könnte. In Politik sahen wir den Landtag sich langsam und langweilig durch eine Wust von Zahlen durcharbeiten die von großen Localen aber ohne alles politische Interesse sind. Dramatisch wurde er nur einen Augenblick, als der heißköpfige Vicepräsident plötzlich eine persönliche Uebereithung zu einer politischen Frage erhob, und in sehr unparlamentarischer Gereiztheit der Versammlung mit seinem Ausbleiben drohte und die Sitzung aufhob. Herr von Thielau ist ein Mann von ebenso viel Talent als unzeitiger Leidenschaft, und gerade Männer, wie er, dienen als schlagender Beweis für den Werth und die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit der Verhandlungen. In einem unconstitutionellen Staat wäre Herr von Thielau vielleicht zu einem hohen Verwaltungsposten berufen gewesen, er würde seines Talentes willen im Lande als ein unersetzlicher Mann, als ein Staatsmann von großem Verdienst ausgehrien sein, während doch im Stillen seiner Leidenschaftlichkeit tägliche Opfer fallen würden. Ein Mann, der schon in der Kammer, die doch zur Debatte da ist, bei jedem Widerspruch gereizt ist, wie wird er im Dienste den Widerspruch unberechtigter Parteien ertragen? Wenn man die deutsche Beamtenwelt durchmustern möchte, da würden sich der Art Beispiele genug finden — nicht bloß in der Verwaltung, sondern auch in der Magistratur; die Oeffentlichkeit allein ist's, die den Mann zwingt nicht bloß Talent und Kenntnisse zu haben, sondern auch — gerecht zu sein.

Die bildende Kunst, sonst ein Hauptfactor in dem stillen und beschaulichen „Elbflorenz“, hat während der letzten Monate wenig Zeit zur Schau-
stellung gehabt. Eine Wanderung durch die Ateliers — in welchem manche bedeutende Schöpfung sich vorbereiten soll — ist im Winter ein unerquicklicher Genuß. Es hat etwas drückendes die Kunst in geheizten Ateliers arbeiten zu sehen wie Leinweber und Schneider; es ist mit jedem Kunstwerk unwillkürlich die Idee des Freien und der Freiheit in der Natur verbunden, der Gedanke an den Süden, an die Werkstätten der italienischen Meister drängt sich uns stets auf und der Anblick des räucherigen Winterateliers mit seinen verschlossenen Fenstern und offenen Holz- und Steinkohlenstößen beengt die Brust und läßt den Künstler und sein Kunstwerk wie einen Vogel im Käfig erscheinen. Das wichtigste Ereigniß unter den Dresdner Künstlern, war der bereits im Anfang des Winters stattgefundene Amtsantritt des Münchner Schnorr's (Julius) als Direktor der Gemäldegallerie und Professor an der Akademie.

Leider kam der neue Galleriedirektor zu spät, um für den Neuben der Gallerie einen bessern Platz zu erwirken, als derjenige ist, den man dafür ausgewählt. Diese kleine Geschichte ist charakteristisch nicht nur für Dresden, sondern für deutsche Zustände überhaupt. Die schlechte Localität der berühmten Gemäldegallerie hat einen Theil der Bilder Verderben gebracht. Um dessen Umstichgreifen zu verhindern und den großartigen Kunstschätzen ein würdigeres Gehäuse zu geben, votirten die Stände eine ziemlich mäßige Summe zur Erbauung eines neuen Museums. Nach dem vorgelegten Plane sollte das neue Museum in der Nähe des Zwingers, dicht neben dem Theater, der katholischen Kirche und des Schlosses erbaut werden. Aber wenn die Rathsherrn vom Rathhause kommen, fallen ihnen erst die besten Gedanken ein; so auch hier. Nachdem der Neubau von den Ständen bewilligt war, fiel es den Dresdnern erst ein, daß sie einen viel zweckmäßigeren, und für die Schönheit der Stadt, ungemein vortheilhaftern Platz für den neuen Gemäldepallast bestimmen mußten. Da ist die Brühl'sche Terrasse, dieser herrliche, unvergleichliche Punct, den Berthold Auerbach treffend, den Balkon von Dresden nannte, durch ein vis à vis verunziert, welches die Perspective, die man von hier aus über den Elbstrom genießt, auf das Unangenehmste stört und beeinträchtigt, an dem jenseitigen Elbufer dehnt sich nämlich, mehrere tausend Schritte lang ein häßlicher Pontonschuppen aus. Wenn man diesen niederreißen und das neue Museum an seine Stelle hinsetzen würde, gewönne Dresden, durch die längs der Elbe sich hinstref-

fende Fagade unendlich an Schönheit und Reiz und das Elbflorenz würde grade an der Elbe seinen florentinischen Charakter zeigen!

Ich ging unlängst mit einem geistvollen Schriftsteller, der ehemals ein Demokrat war, über die Brühl'sche Terrasse und wir freuten uns dieser reizenden Anlage, die in Deutschland nicht ihres Gleichen hat. „Sehen Sie“, sagte mein Begleiter, „der Absolutismus hat auch seine großen Verdienste und es ließe sich eigentlich ein schönes Buch schreiben über die glänzenden Resultate, die er vollbracht. Dieser Graf Brühl hat allerdings das Land ausgefaugt, aber er war ein Mann von Geschmack und er hat ein Denkmal seiner Zeit zurückgelassen, so schön und aristokratisch prächtig, wie es unsre constitutionelle Zeit, wo man die Volksvertreter erst um ihre Zustimmung fragen muß, gewiß nicht ausführen wird.“ Ich antwortete ihm, daß unsere Eisenbahnen Ergebnisse der Demokratie seien, die in jener aristokratischen Zeit, wo die großen Bauten und Anlagen zur Bequemlichkeit und Freude des Volkes, sondern nur durch die egoistische Prachtliebe, Bequemlichkeit und Eitelkeit der großen Herren geschaffen wurden, gewiß nicht entstanden wären. Im Stillen aber dachte ich: wenn sie doch das neue Museum der Brühl'schen Terrasse gegenüber bauten! Es wäre ein Triumph, eine Pflicht der neuen Zeit, den stolzen, dem Volke abgezwungenen Monumenten aristokratischer Herrlichkeit, ein Denkmal, welches das freie Volk erbaut, gerade gegenüber zu setzen und Auge ins Auge Monument gegen Monument den Beweis zu liefern, daß die Kunst und das Schöne nicht blos im Gefolge der Aristokratie zu suchen ist, wie der Adel und seine Erben die Bankhelden prahlen.

Doch so subtil denkt man in Sachsen nicht. Der Museumsbau dicht am Elbufer würde wegen des Dammes und des Pfahlwerkes, das er zur Abwehr gegen die Ueberschwemmung bedürfte, eine doppelte Summe in Anspruch nehmen. So wird denn um der Wohlfeilheit willen der Platz am Zwinger beibehalten, trotzdem, daß Alles, was Sinn für Kunst, Schönheit und Zweckmäßigkeit besitzt, sich einstimmig dagegen ausspricht. Auf jenem Plage befindet sich bereits das Schloß, die katholische Kirche, das Theater, der Zwinger und nun stopft man auch noch das Museum hinein und hebt so, durch die Masse der Gebäude, die schöne und großartige Wirkung auf, welche sie im Einzelnen zweckmäßig vertheilt, hervorbrächten. Doch es ist wohlfeiler!